

Standpunkte 4/ 2005

Informationsdienst des Münchner Forums e.V.



Schellingstraße 65, 80799 München
☎ 089 282076, info@muenchner-forum.de

Redaktionsschluss dieser Ausgabe:
15. Juni 2005

Sehr geehrte Damen und Herren,

in die Gestaltung des **Marienhofs** kommt Bewegung. Nicht nur läuft das Planfeststellungsverfahren für die neue S-Bahn-Stammstrecke an. Im Juni hat der Stadtrat auch einen neuen Gestaltungswettbewerb für den Marienhof beschlossen. Wir werden die Zukunft dieses sensiblen Kernbereichs unserer Stadt intensiv verfolgen und Sie auf dem Laufenden halten.

In die dritte Runde geht unser Münchner Domino – **Zwiegespräche zur Bildung**, diesmal mit dem Künstler Johannes Stüttgen und dem Unternehmer Frank Wilhelmi. Nach der zweiten Runde, über die Sie Näheres in dieser Ausgabe unserer „Standpunkte“ nachlesen können, diskutieren Stüttgen und Wilhelmi wieder unter Leitung der Fernsehmoderatorin Sabine Reeh am 12. Juli um 19 Uhr im Goethe-Forum über die Verantwortung der Wirtschaft für ein zukunftsweisendes Bildungssystem und ihren ideellen und finanziellen Beitrag.

Schon seit längerer Zeit steht unter anderem der **Olympiapark** auf der Agenda des Münchner Forums. Zu ihm gibt es unterschiedliche Meinungen und Wünsche. Wie gewohnt ist das Forum eine Gesprächs-Plattform über die sinnvollsten Lösungen. Vorgespräche haben gezeigt, dass nicht nur die Olympiapark München GmbH, sondern beispielsweise auch die TU München eigene Zuständigkeiten, Wünsche und Vorstellungen haben. Entscheidend sind die Vorstellungen des Planungs- und des Baureferats. Unsere Gesprächsreihe zum Olympiapark wird am 21. Juli abends im Theaterzelt DAS SCHLOSS, Schwere-Reiter-Straße 15 (und danach nach der Sommerpause) fortgesetzt.

Im Sommer ist die **Isar** nicht nur Mittelpunkt eines internationalen und interdisziplinären Ausstellungsparcours zum Themenkomplex „Leben am Wasser“ im Münchner Gasteig (Eröffnung war am 27. Juni), sondern auch Schwerpunktthema unserer nächsten „Standpunkte“. Wir beschäftigen uns mit der **Gartenbaukunst** in München, fragen nach der Resonanz auf die Buga und erläutern, wie die das landschaftsarchitektonische Projekt **Renaturierung der Isar** vorangekommen ist und was dort noch zu tun ist.

Mit freundlichen Grüßen
Wolfgang Czisch
Vorsitzender des Programmausschusses

INHALT:

Bildung – Die Stunde Null:
**Bildung und Freiheit: zwei
Seiten der selben Medaille**
Seite 2

Planfeststellung läuft an:
**Langsam rückt die zweite
S-Bahn-Stammstrecke näher**
Seite 3

Zukunft des Olympiaparks:
**Unterschiedliche Stand-
punkte gehören an einen
Tisch**
Seite 4

Städtebauliche Leitbilder:
**München soll eine typisch
europäische Stadt bleiben**
Seite 5

Wer Denkmäler baut, prägt
auch nationale Geschichte:
**„Der öffentliche Raum
zeigt, wer die Geschichte
bestimmt“**
Seite 5

Die Münchner Freiheit: Ein
Provisorium bewährt sich:
**Mitten in der Großstadt
ein lebendiges „Soziotop“**
Seite 6

Die künstlerische Rück-
oberung des öff. Raumes:
**Im öffentlichen Raum ein
„Krieg der Zeichen“?**
Seite 7

Erinnerung an einen typi-
schen Bewohner der Stadt:
**Der Flaneur – gibt es ihn
noch in unseren Städten?**
Seite 7

Urbanauten untersuchen
weiter den öffentl. Raum:
**„Neues Leben blüht aus
den Ruinen ...“**
Seite 8

Bildung – Die Stunde Null:

Bildung und Freiheit: zwei Seiten der selben Medaille

Der Künstler Johannes Stüttgen und der Pädagoge Hartwig Schiller verlangen in der Bildung ein radikales Umdenken: Bildung habe nicht so sehr das zu vermitteln, was man schon weiß, also Wissen von gestern weiterzutragen. Bildung solle vielmehr die Kreativität junger Menschen fördern und formen und damit wie in einem künstlerischen Prozess künftigem Wissen zum Durchbruch verhelfen.

Zweite Runde des *Münchner Dominos – Zwiegespräche zur Bildung*: Nach dem ersten Zwiegespräch des deutsch-finnischen PISA-Experten Rainer Domisch mit dem Waldorf-Pädagogen Hartwig Schiller im Mai suchte letzterer am 14. Juni zusammen mit dem Beuys-Schüler und Leiter der Omnibus gemeinnützigen GmbH für Direkte Demokratie, Johannes Stüttgen, Wege durch den Bildungs-Dschungel. Gefunden haben beide sie nicht. Aber über die Richtung, die einzuschlagen sei, waren beide sich einig: Der Staat habe für die gleichberechtigte Finanzierung aller Schulen zu sorgen. Was die Schulen lehren sollen, bestimmen sie im Dialog mit Eltern am besten selbst. Stüttgen gab sich hier ganz radikal: Der Staat politisiere, ersetze, zerstöre die Schule; er verhindere systematisch die dort nötige Freiheit. Er unterbinde damit das Wichtigste, was die Schule zu pflegen habe, nämlich die Kreativität junger Menschen. Sie lebten in die Zukunft hinein, und der gelte es bestmögliche Wachstumsbedingungen zu bieten.

Joseph Beuys, berichtete Stüttgen, habe auf die Frage, warum Leonardo da Vincis Mona Lisa lächle, einmal geantwortet: Weil sie mehr weiß als der Künstler. Künstlerische Freiheit habe den Auftrag, in der Zukunft verborgenes Wissen sichtbar zu machen und pädagogische Freiheit ganz ähnlich die Verpflichtung, die im erst erwachenden Leben junger Menschen verborgene Kreativität zu entwickeln. Wie Kunst, deren Gestaltungsprinzipien einzig und allein auf sich selbst beruhen, sei es Aufgabe der Bildung, die im Menschen angelegte Gestaltungskraft so früh wie möglich zur Wirkung zu bringen. Kinder hätten nicht nur auf das zu hören, was Lehrer sagen, sondern Lehrer auch Empfänger dessen zu sein, was Kinder an Kreativität auszusenden vermöchten. Das herrschende System sei in Bezug auf Kreativität ahnungslos, ja kriminell. Die entscheidende Energiekrise liege im Mangel an kreativer Energie. Sie bestmöglich freizusetzen, sei der beste Weg in die Zukunft.

Der Waldorf-Pädagoge Hartwig Schiller sekundierte: Junge Menschen seien zwar auch durch Vererbung und Milieu mitgeprägt. Es gelte aber, sie ihr Selbst finden zu lassen. Schulen erklärten hierzulande jedoch, sie seien für Erziehung gar nicht zuständig, sondern nur für die Wissensvermittlung. Schulen seien aber kein Reproduktions- bzw. Reparaturbetrieb der Gesellschaft, sondern dafür verantwortlich, dass die kommende Generation ihre Talente voll entfalten könne. Ihr Auftrag sei Entwicklungshilfe zur Entwicklung junger Menschen.

Wenn schöpferisches Potenzial gefördert werde, war nun wieder Stüttgen überzeugt, „wird Erziehung zur Kunst“ – Kunst sehr erweitert verstanden als eine Gestaltung aller Lebensformen, als die Prägung der gesamten Gesellschaft zu einer „sozialen Plastik“, wie Stüttgen das nennt.

Wenn Schulen so radikal aus jeder Aufsicht entlassen würden, wenn man ein öffentliches, aber völlig freies Schulwesen schüfe, würden dann nicht Schulwechsel nahezu unmöglich? Stüttgen zeigte sich da fröhlich unbekümmert: „Die Schulen würden sich in nullkommanix verabreden“ und Möglichkeiten schaffen, für Schulwechsler den Anschluss zu sichern. Freiheit habe nämlich nichts mit Beliebigkeit zu tun; Kreativitätsförderung habe sehr wohl Regeln. Vor allem sei es die Regel, sich an einem erst zu entwickelnden Bild zu orientieren. Die Schule, so Stüttgen, sei wie eine noch weiße Leinwand zu sehen, für die Farbe und Pinsel schon bereit lägen und deren späteres Bild unbewusst schon bestehe, obwohl es noch niemand sehe. Ein solches Bild entstehe nicht wahllos, sondern nach immanent künstlerischen Prinzipien. So versteht Stüttgen auch den Erziehungsprozess: die in Kindern und Jugendlichen angelegte Gestaltungskraft gelte es zu entwickeln.

Das zweite Zwiegespräch zur Bildung, wie das erste moderiert von der Fernsehjournalistin Sabine Reeh, war ein Zwiegespräch im wörtlichen Sinn. Sabine Reeh, die anfangs noch nachfragte, griff im Verlauf des Gesprächs kaum mehr ein. Schiller und besonders Stüttgen hatten daher freie Bahn, eine Vision zu entwickeln, die sie um so radikaler ausbreiten konnten, als Stüttgen das Wort von der „Stunde Null“ ganz wörtlich nahm. Überkommene Bildung, angesammeltes Wissen, sagte er, habe ihre Zusammenhänge, ihre Geltung für das Heute verloren. Erfahrungen von gestern taugten nicht mehr dazu, Wege nach morgen zu bahnen.

Schiller steuerte eine eigene durchaus prägende Erfahrung zu diesem skeptischen Bild bei. Kurz nach dem Fall der Mauer, aber noch vor der Wiedervereinigung, habe er im Februar 1990 in Leipzig eine Vollversammlung von rund zweitausend Pädagogen besucht, die alle voller Hoffnung waren, das verkrustete Bildungssystem, aus dem sie stammten, umzukrempeln und alles neu, alles besser zu machen. „Aber es waren ja die selben Leute mit den selben Prägungen. Wie hätten die eine solche radikale Wende hin kriegen sollen?“ Schiller fuhr damals skeptisch nach Hause. Stüttgen dagegen plädierte auf dem zweiten Münchner Zwiegespräch zur Bildung des Münchner Forums für fröhliche Unbekümmertheit: „Die Wahrheit bekommen wir nur heraus, wenn wir's mal ausprobieren.“ Im dritten Zwiegespräch am 12. Juli spricht er mit dem Unternehmer Frank Wilhelmi darüber, ob der radikale Neuanfang, für den Stüttgen plädiert, von der Wirtschaft mitgetragen würde. Denn sie muss mit den jungen Menschen, die die Schulen entlassen, ja arbeiten können.

Saskia Brauer

Das Planfeststellungsverfahren S-Bahn-Tunnel soll noch dieses Jahr anlaufen:

Langsam rückt die zweite S-Bahn-Stammstrecke näher

Bis zu 40 Meter tief (das entspricht einem 12-stöckigen Haus), aber fast unsichtbar will sich die Bahn im Münchner Zentrum durch den Untergrund wühlen. Bau-schächte sind nur am Marienhof und in der Haidhauser Kirchenstraße geplant.

Noch in diesem Jahr will die Regierung von Oberbayern als der wesentliche Kostenträger für Münchens zweite S-Bahn-Stammstrecke für diese Bahntrasse das Planfeststellungsverfahren eröffnen. Bis etwa Ende 2006 rechnet die Deutsche Bahn Netz AG nach Auskunft von Dieter Thoma damit, dass sie zu bauen anfangen kann. Zunächst werden zwischen Ostbahnhof und Leuchtenbergring im Osten sowie zwischen Laim und der Donnersberger Brücke im Westen auf Bahngelände Tunnels gebohrt, um die künftigen Gleise kreuzungsfrei in das Bahnnetz integrieren zu können. In der Innenstadt werden die Bürger von den Bauarbeiten nicht allzu viel merken; nur auf dem Marienhof und in der Kirchenstraße in Haidhausen (wo für die Tunnelbohrmaschine Endstation sein wird; von dort aus wird unter einem noch zu gießenden Betondeckel weiter gebaut) sind größere Versorgungsschächte geplant.

In den Marienhof-Versorgungsschacht will die Bahn später auch ihre Treppen zu den Tunnelröhren und ein kleines Sperrgeschoss einbauen. An der Oberfläche sollen die bestehenden U-Bahn-Abgänge nördlich vom Rathaus angepasst und an beiden Enden der Schrammerstraße durch zwei neue Abgänge ergänzt werden. Sonst soll man von dem Mammutbauwerk nach seinem Abschluss nach Ansicht der Bahn oben nichts sehen. Ob ein zweites Rolltreppenbauwerk am Promenadeplatz entsteht, ist noch offen. Der Stadtrat hat sich am 22. Juni mit der Thematik befasst und sich für eine sogenannte Westvariante der S-Bahn-Strecke stark gemacht, die einen zusätzlichen Abgang am Promenadeplatz vorsieht, hält aber einen Beschluss noch für verfrüht. Beschlossen hat er aber einen neuen Wettbewerb zur Gestaltung des Marienhofs. Wenn die Arbeiten an der gesamten Stammstrecke 2006 beginnen, sollen im Jahr 2010 die ersten Züge durch die neue Stammstrecke rollen.

Gernot Brauer

Welche Zukunft hat der Olympiapark?

Münchens Olympiapark bekommt immer mehr Nachbarn

Die Debatte um die Zukunft für den Olympiapark wird fortgesetzt: am 21. Juli 2005 um 20 Uhr abends im Theaterzelt DAS SCHLOSS an der Schwere-Reiter-Straße.

Der Olympiapark von morgen wird anders erlebt als der von gestern. Das liegt nicht nur an den Fußballvereinen, die nun in Fröttmaning kicken und die Park-GmbH veranlassen, in den Park neue Events und damit andere Umsatzträger zu holen. Auch das Umfeld des Parks wandelt sich. Das Olympia-Einkaufszentrum im Westen ist auf 50.000 Quadratmeter Verkaufsfläche ausgebaut und per U-Bahn erschlossen. Im Norden wird das Gelände der Knorr-Bremse neu überplant. Im Osten entsteht die „BMW Welt“ mit geschätzt 800.000 Besuchern im Jahr, im Süden das Wohngebiet Ackermannbogen mit mehr als 2000 Wohnungen. Zusätzliche Büros sind am Georg-Brauchle-Ring entstanden und entstehen im neuen Verwaltungsgebäude der Münchner Verkehrsgesellschaft auch weiter. Die Stadt entwickelt sich. Und der Park?

Er ist ein Glücksfall für München und ein Symbol dieser Stadt in der Welt. Sein Zeltdach gilt als Ikone des modernen Bauens im 20. Jahrhundert und ist bereits als Denkmal geschützt. Darf man nun auf einem Denkmal herum klettern, sich von ihm abseilen, rundherum Zelte und Buden und Masten aufstellen und so Veranstaltungen aller Art möglich machen? Darf man weiterbauen mit Eventverlockungen wie dem Sea Life Centre? Muss man es nicht, wenn der Fußball ein Viertel der jährlichen Unterhaltungskosten aufgebracht hat und diese vier bis fünf Millionen Euro nun jedes Jahr fehlen? Muss man nicht mutig genug sein, auch in einem denkmalgeschützten Areal neues, anderes Leben zu fördern? Die andere Frage lautet: Wie kommen die einzelnen Parkbereiche miteinander aus und wie verändern sie ihr Gesicht: Der engere Stadion- und Hallenbereich, für den die OMG Verantwortung trägt, das Areal des Olympiabergs mit dem Tollwoodgelände, das das Baureferat-Gartenbau verwaltet, das nördliche Areal der Zentralen Hochschulsportanlage mit dem benachbarten Olympischen Dorf und das Gelände der künftigen „BMW Welt“? Müssen die jeweils Verantwortlichen ihre Planung an der Grenze ihrer Zuständigkeit einstellen, oder gibt es Aufgaben, die Kooperation fördern, ja vielleicht sogar fordern? In einem Bürger-Workshop des Bezirksausschusses Milbertshofen - Am Hart zur Zukunft des gesamten Olympiageländes, moderiert vom Münchner Forum, ergaben sich klare Ziele und Wünsche, die sich unter die Begriffe Einheit - Vernetzung - Dialog subsumieren lassen:

- Der Olympiapark ist im Sinne seines Landschaftsarchitekten Grzimek ein „sozialer Gebrauchsgegenstand“. Dort darf, es soll also viel los sein. Unterschiedlichste, auch neue Nutzungen für Sport, Freizeit und Erholung sind hier am richtigen Platz.
- Der Olympiapark ist zwar kein Park wie der Englische Garten. Ökologie und Naturerfahrung haben aber auch hier einen hohen Stellenwert. Es muss also auch Ruhe- und Rückzugszonen im Olympiapark geben.
- Der Olympiapark ist ein weltweit einzigartiges Bau- und Landschaftsdenkmal von hoher Qualität. Seine Charakteristik ist zu bewahren. Um- und Ausbauten dürfen den Park nicht verschandeln.
- Zelte, Buden und Stände aller Art dürfen den Charakter der Anlage nicht bis zur Unkenntlichkeit verstellen. Gerade auch das Gastronomieangebot braucht ein dem Umfeld angemessenes Erscheinungsbild und Qualität.
- Die einzelnen Bereiche des Parkes sind als Einheit zu betrachten und zu gestalten (z.B. im Design und Informationssystem). Der Park ist innerhalb und mit den angrenzenden Stadtvierteln und Grünzonen (neuer Petuelpark) besser zu vernetzen.
- Der Dialog zwischen Stadt und Staat, Verwaltung und Bürgern, Akteuren, Eventplanern und Architekten muss über Zuständigkeitsgrenzen hinaus enger, häufiger und konstruktiver werden. Das Thema war den Teilnehmern am Bürger-Workshop so wichtig, dass sie den Oberbürgermeister baten, es zu seiner ureigensten Sache zu machen.

Wie es weiter geht, diskutiert das Forum am 21. Juli. Bitte diskutieren Sie mit.

Städtebauliche Leitbilder wandeln sich. Heute gilt „kompakt, urban, grün“:

München soll eine typisch europäische Stadt bleiben

Wer Städte entwickelt, hat eine Idee von der Stadt, die er sich erträumt. Leitbilder dafür gibt es schon lange. In München heißt es derzeit „kompakt, urban, grün“. Dies steht in einer längeren Tradition. Die Urbanauten gaben eine Übersicht.

Im Gegensatz zu vielen anderen deutschen Großstädten ist die bayerische Haupt- und Residenzstadt des 19. Jahrhunderts nie eine Industriemetropole gewesen. Trotzdem dominierte um 1900 auch in München der Gegenentwurf zur Industriestadt, nämlich die Gartenstadt-Idee, und zwar mit ihrer Vision besserer Lebensbedingungen und sozialer Preisgestaltung. Noch wichtiger war Theodor Fischers Staffelbauordnung. Sie gab München für mehr als ein halbes Jahrhundert einen klaren Plan vor, wie München sich entwickeln konnte und durfte.

Wenn die Nationalsozialisten mehr Zeit gehabt hätten, hätten sie München, ihre „Hauptstadt der Bewegung“, komplett umgekrempelt: mit einer riesigen Ost-West-Achse voller monumentaler Repräsentationsbauten, mit massigen Parteibauten in der Maxvorstadt und mit sozialem Massenwohnungsbau in der ganzen Stadt. Große Grünkeile sollten zugleich das Häusermeer entzerren. Nur wenige Bauten wie die beiden Häuser an der Arcisstraße gegenüber dem Königsplatz und das Haus der Kunst am Englischen Garten sind wirklich entstanden.

In den ersten Nachkriegsjahren dominierten antiurbane Leitbilder einer gegliederten und aufgelockerten Stadt, einer „Stadtlandschaft“. Die Kritik daran führte zum heute gültigen Leitbild der Urbanität durch Dichte bei gleichzeitiger Durchgrünung der Stadt. Schon in die Planungen zur „Entlastungsstadt“ Neuperlach flossen beide gegenläufige Tendenzen ein. „Kompakt, urban, grün“ verfolgt nun Prämissen der sparsamen Flächennutzung durch verdichtete Bebauung und sucht eine lebendige Mischung mit Freiflächen und Grünanlagen.

Städtebauliche Leitbilder sollen nach einem Bericht von Martin Klamt (Urbanauten) städtebauliche Werte konsensfähig halten, den Planungsdiskurs möglich machen und fördern und genügend konkret sein, damit man nach ihnen Bauten planen und genehmigen oder ablehnen kann. Zwischen den Paradigmen Funktionstrennung (wo man arbeitet, soll man nicht wohnen) und Funktionsmischung (alles, was das Leben ausmacht, in einem Viertel) finden sich auch in München zahlreiche Beispiele für den Städtebau einer typisch europäischen Stadt. München auch mit neuen Vertikalen und trotz Ausuferungen in ein breiig verbautes Umland charakteristisch und lebendig zu halten, ist die Aufgabe des städtebaulichen Leitbilds von heute. In der Messestadt Riem wird versucht, diese Ideen gewinnbringend zu integrieren.

Saskia Brauer

Wer Denkmäler baut, prägt ein Stück weit das Bild der nationalen Geschichte:

„Der öffentliche Raum zeigt, wer die Geschichte bestimmt“

Der Gegensatz könnte nicht größer sein: Berlin und damit Deutschland erinnert mit dem abstrakten Mahnmahl, das für die ermordeten Juden Europas gebaut wurde, an die größte Schuld in der deutschen Geschichte. München und damit Bayern gedenkt mit einem buchstäblich glänzenden Denkmal des Staatsreformers Montgelas auf dem Maximiliansplatz vor dessen früherem Palais einer erfolgreichen Einzelperson. Welches Selbstverständnis belegen solche Monumente im Bild der Stadt?

Der Urbanaut Alexander Danzer sieht im Bau neuer Denkmäler in den Städten ein Signal für das Selbstverständnis der Nation und ihrer Menschen. Geschichte werde in den öffentlichen Raum eingeschrieben. Im Fall beider Denkmäler ist sie dort buchstäblich eingegossen. Sym-

bollandschaften entzündeten, meint Danzer. Sie konstituierten die Nation im öffentlichen Raum. Hier ist allerdings anzumerken, dass sich vor allem das Fernsehen zum Jahrestag des Kriegsendes gerade erst intensiv mit der deutschen Vergangenheit beschäftigt hat. Fernsehsendungen haben vermutlich mindestens gleich viel zum Bewusstsein unserer Vergangenheit beigetragen wie öffentliche Denkmäler.

„Räumliche, banale Erinnerungsanker dienen der alltäglichen Rekonstruktion der Nation“, sagt Danzer und meint, wir bräuchten wohl solche Denkmäler in den Straßen, um uns daran erinnern zu können, was vor uns war und was den Zeitverlauf bis heute mitgeprägt hat. Und wir bräuchten sie, um unsere heutige Gesellschaft anhand ihrer Herkunft zu verstehen. Geschichte sei, woran sich viele erinnern und auch erinnern sollen. Denkmäler und Mahnmale seien der Versuch, diese Geschichte festzuhalten und sie, abstrakt wie sie nun einmal ist, anfassbar und sinnlich erfahrbar zu machen. Denkmäler seien deshalb Anker des kollektiven Gedächtnisses im städtischen Raum.

Das Holocaust-Mahnmal braucht zwar keine Erinnerung wach zu halten; sie ist noch wach. An Maximilian Joseph de Garnerin aber, seit 1809 Graf von Montgelas, geboren und gestorben in München, Außen-, Finanz- und Innenminister des bayerischen Königs, muss man erinnern. Er beseitigte in den Anfangsjahren des 19. Jahrhunderts die Reste des feudalen Lehensstaats und schuf das damals moderne Bayern. Überlebensgroß steht er nun in der Stadt und schaut auf die Bürger herunter. Denkmäler erzählen eben manchmal auch ungewollt eine Geschichte.

Saskia Brauer

Die Münchner Freiheit: Ein Provisorium, das sich bewährt:

Mitten in der Großstadt ein lebendiges „Soziotop“

Stefan Zöller, Mitglied im Münchner Forum-Programmausschuss, hat über seine Examensarbeit an der TU München zum Thema der Münchner Freiheit schön öfter berichtet. In der Frühjahrsrunde der Urbanauten fasste er seine Ergebnisse nochmals zusammen:

Die Münchner Freiheit ist, so wie sie heute aussieht, das Ergebnis eines ursprünglich nur auf kurze Zeit angelegten Kompromisses, der nun aber schon eine Generation lang besteht. Er entstand um 1970, kurz vor Münchens Olympischen Spielen, als die U-Bahn zwischen Olympiapark und Zentrum schon angelegt, eine definitive Planung zur städtebaulichen Gestalt von Schwabings Mitte aber noch nicht absehbar war. Bewährt sich dieses Provisorium noch?

Zöller wollte auf Plandaten und andere Papiere allein nicht vertrauen. Er stellte sich oft auf den Platz, sprach mit den Leuten und fand bald heraus: Der Platz funktioniert. Unterschiedliche soziale Gruppen und verschiedenartige Nutzungen kommen gut miteinander zurecht. Weder Sozialarbeiter noch Polizei, weder Geschäftsleute noch Anwohner haben wirklich zu klagen. Natürlich gab es Wünsche, und gibt es sie noch. Natürlich ist der Platz weiterhin ein Provisorium, ist der städtebauliche Abschluss der königlichen Achse Ludwig-/Leopoldstraße noch immer nicht gefunden. Aber die Münchner Freiheit bietet ihren Nutzern recht viel: Verkehrsverbindung und Einkauf, Unterhaltung und Entspannung. Sie ist Verkehrsdrehscheibe und Flaniermeile, Aufenthaltsort für Bürger in sozialen Schwierigkeiten wie Treffpunkt der Anwohner etwa zum adventlichen Künstlermarkt.

Die Münchner Freiheit ist nicht nur ein öffentlich zugänglicher, sondern vor allem ein von der Öffentlichkeit angenommener Raum. Seine Stärke liegt in der Vielfalt seiner unterschiedlichen Nutzungsmöglichkeiten. Er ist, was München insgesamt sein will: kompakt, urban, grün.

Gernot Brauer

Die künstlerische Rückeroberung des öffentlichen Raumes:

Gibt es im öffentlichen Raum einen „Krieg der Zeichen“?

Wer kann und darf im urbanen Raum Zeichen setzen und so den öffentlichen Eindruck von der Stadt steuern? Über diese Frage berichtete Christian Hartard bei den Urbanauten. Seine Antwort: Politik und Wirtschaft bestimmen die Landschaft der Zeichen, aber Künstler gehen mit ihnen auch sehr unkonventionell um.

Was kann man sich unter einem „Krieg der Zeichen“ vorstellen? Werbeplakate, die sich gegenseitig mit ungewöhnlichen Slogans oder grellen Farben übertrumpfen? Nicht ganz. Haben Sie schon einmal etwas von einer „semiologischen Guerilla“ gehört? Umberto Eco, der italienische Schriftsteller, spricht mit diesem Wort über Menschen, die in einer Stadt Signale aller Art aufnehmen, verwandeln oder umbiegen und dann mit neuem Gehalt wieder unter die Leute bringen. Fachleute nennen das etwas gestelzt Rekontextualisierung (etwas in einem anderen Kontext neu einsetzen) oder *Culture Jamming*, was bedeutet, sich im kulturellen Umfeld an etwas zu reiben und mit kulturellen Mitteln dagegen an zu gehen. Der Begriff ist spätestens seit Naomi Kleins Bestseller „No Logo“ bekannt. Er soll bei Betrachtern von Reklame- und anderen Zeichen neue, alternative, oppositionelle Betrachtungsweisen entwickeln. Das wird durch Aktionen erreicht, die die normale kulturelle Betrachtungsweise ganz bewusst stören.

Welche Zeichen in einer Stadt zu sehen sind, bestimmen normalerweise die Politik und die Wirtschaft. Sie definieren auch die Bedeutung der Zeichen, und zwar, wie Hartard betont, „ohne daß die Adressaten dieser einseitigen Kommunikation in Form einer Antwort oder auch nur einer Annahmeverweigerung auf sie reagieren könnten.“ Die Öffentlichkeit, soll das heißen, muss mit dem Chaos von Schildern und Werbung aller Art einfach leben.

Oder doch nicht? Straßenwerbung wird manchmal verfremdet. Hacker manipulieren Internetseiten oder kommerzielle Produkte. Auch massive Fälschungen von Homepages und falsche Netzidentitäten gibt es durchaus. Verwirrung ist Absicht: Virtuelle „Sit-ins“ auf Internetseiten und Performances vor Überwachungssystemen oder eine *ad absurdum* führende Nachahmung sollen die kommerzialisierte Steuerung dessen, was wir im öffentlichen Raum wahrnehmen, bewusst unterlaufen. Das zugrunde liegende Prinzip, so Hartard, ist stets die Umkodierung von Kommunikation und ihre (Wieder-)Einspeisung in eben jene Kanäle, aus denen sie stammt, teilweise unter Verwendung sogar der ursprünglichen – nur neu beschriebenen – Medien. „Die Waffen des Gegners,“ sagt Hartard, „richten sich somit gegen ihn selbst.“

Solche subversiven Techniken einer „semiologischen Guerilla“ (Umberto Eco) nutzen auch Künstler, und das nicht erst jetzt. Schon der Dadaismus und der Surrealismus kannten solche Verfremdungen. Heute kehren z.B. Happenings gewohnte Zeichensysteme kreativ um. Was das *Culture Jamming* für eine künftige kritische Kunst im öffentlichen Raum leisten kann, lotet Hartard derzeit wissenschaftlich aus.

Saskia Brauer

Eine Erinnerung an einen typischen Bewohner der europäischen Großstadt:

Der Flaneur – gibt es ihn noch in unseren Städten?

Der Flaneur ist ein typischer Beobachter der Stadt – schon seit mehr als einhundert Jahren. Niemand verkörpert besser die Einheit von städtischem Raum und den Menschen. Die Bühne der Stadt ist weiter da. Aber was ist aus dem Flaneur geworden? Gibt es ihn überhaupt noch im 21. Jahrhundert?

1839 war es elegant, beim Promenieren eine Schildkröte mit sich zu führen. Das gibt einen Begriff vom Tempo des Flanierens in damaligen Passagen mit ihren glitzernden Schaufenstern

und edlen Waren, angepriesen durch neuartige Reklameplakate. Wer durch die damaligen Städte flanierte, sah das alles, kaufte aber nichts - nach dem Grundsatz des Flaneurs: „Alles sehen, nichts anfassen.“ Er beobachtete einfach die Stadt und ihre Leute.

Was ist so besonders an einem Flaneur? Der Flaneur erschließt sich auf gemütliche Art und Weise den Raum der Großstadt. Als ein passiver Beobachter der Architektur und der Besonderheiten im städtischen Lebensraum interessieren ihn die Beziehungen zwischen einzelnen Standpunkten innerhalb der Stadt. Der Flaneur nimmt alle auf ihn einströmende Reize wahr: blinkende Reklameschriften, hupende Autos, zankende Ehepaare. Einmischen würde er sich jedoch nie: Er ist der noble Beobachter, der auch aus dem Kaffeehaus heraus dem Treiben auf den Straßen zusieht. Im Café – etwa auf der Münchner Leopoldstraße – sind die Menschen gleichzeitig Betrachter, aber auch Betrachtete. Der Flaneur hat eine solche Doppelnatur – nicht nur im Kaffeehaus. Er spaziert nicht nur durch das Zentrum einer Stadt. Ihn interessiert auch die Frage, wohin all diese Boulevards führen, die das Zentrum einer Stadt durchkreuzen. Sein Ziel ist nicht die Innenstadt, denn die ist bekannt und bietet vielleicht nichts Neues. Sein Ziel liegt draußen: Welche Welt liegt außerhalb des Zentrums, und wie ist sie gestaltet? Eine Möglichkeit wäre, sich einfach in die nächste Trambahn zu setzen und bis zur Endstation zu fahren – man weiß vielleicht schon nicht mehr, was einen hinter der nächsten Ecke erwartet.

Der Flaneur sucht im Alltag das Abenteuer. Den unbekanntem Teil der Stadt will er erforschen. Er möchte wissen: Wohin führen die Boulevards, wohin fahren die Straßenbahnen und Busse? Sein Motto ist: Just see it! Denn er ist getrieben von seiner Neugier. Jedes aufregende Detail wird registriert und reflektiert. Das kann eine gotische Kirche ebenso sein wie ein kaputter Regenschirm. Der Flaneur betrachtet die Dinge um sich herum unter ästhetischen Gesichtspunkten: Dabei hat die Ästhetik der Schönheit eine ebenso große Bedeutung wie die des Hässlichen. Für den Flaneur haben auch Gebrauchsgegenstände wie Liffasssäulen, Hydranten und Kanaldeckel eine ganz eigene Schönheit – alles Gegenstände, die von Nichtflaneuren im Allgemeinen vernachlässigt werden.

Surrealisten der 1920er-Jahre um André Breton und Louis Aragon und Situationisten haben schon lange Ideen entwickelt, um die Stadt in ihrer komplexen Gesamtheit zu erleben. Ein Beispiel gefällig? Aragon schlug in seinem Liebesroman „Aurélien“ (1944) vor: „Man folgt der ersten einigermaßen passablen Frau, der man begegnet, die einem entgegenkommt, so lange, bis sie zum Beispiel nach links abbiegt. Bei der ersten kontraindizierten Frau, die aus der entgegengesetzten Richtung kommt, verläßt man die erste und folgt der neuen, indem man denselben Weg wieder zurückgeht. Das kann man natürlich nach rechts wie nach links machen. Das kann sich auch komplizierter gestalten, mit einer Menge Regeln, die man für sich erfindet, ein, zwei Monate beibehält, dann zugunsten neuer Regeln aufgibt.“

Heute flanieren wir durchs Internet – und im Urlaub durch Athen oder Rom

Gibt es ihn noch, den Flaneur? In jedem von uns steckt etwas von einem Flaneur: Wenn uns ein Radio- oder Fernsehprogramm missfällt, schalten wir um, zappen wir durch. Adorno würde das als akustisches Flanieren bezeichnen. Wir surfen stundenlang im Internet, flanieren gewissermaßen auf Internet-Highways. Wir lassen uns durchs *world wide web* treiben, ohne Ziel, ohne Zweck. Wir genießen es, dort etwas Neues zu entdecken.

Und in der Stadt? Wer heute in die Stadt geht, ist meist dort, um Erledigungen zu tätigen. Der Flaneur hält sich nicht zielgerichtet in der Stadt auf. Er geht nach seinen eigenen Regeln spazieren. Er verlässt gewohnte Wege und kundschaftet neue Verbindungen aus. Er beobachtet die Stadt, hört Leuten zu und lässt sich überraschen. Im Urlaub könnte er etwa durch Athen oder Rom spazieren, aber antike Ruinen, Kirchen und Museen unbeachtet lassen und so ein vollkommen anderes Bild dieser Stadt gewinnen, als es all die Reiseführertouristen tun, die eine Kirche nach der anderen abhaken und die Stadt selbst kaum beachten. Eine Anregung für Ihren nächsten freien Tag in München oder für den Urlaub?

Urbanauten untersuchen weiter, was sich im öffentlichen Raum ereignet:

„Neues Leben blüht aus den Ruinen ...“

Was sich aus dem Wiederaufbau von Dresdens Frauenkirche für den öffentlichen Raum lernen lässt und was Courage und Verantwortung mit Denunziation und Schock zu tun haben, diskutieren die Urbanauten in den kommenden Wochen.

Eine Gruppe aktiver Geographie-Studenten und -absolventen bildet den Arbeitskreis Öffentlicher Raum des Münchner Forums. Es geht zwar gelegentlich ein wenig akademisch-abstrakt zu, wenn dieser Kreis seine Themen debattiert, aber immer konzentriert und oft unterhaltsam. In einem privaten Umfeld macht dieser Arbeitskreis seine Arbeit. Selbstverständlich sind interessierte Forums-Gäste nicht nur zugelassen, sondern willkommen. Hier die Urbanauten-Programmorschau bis Ende Juli:

Montag 11. Juli: „Denunziere Deinen Nächsten“

„Ich bin ein Teil der Gesellschaft, in der wir unsere Ideale verloren haben. Ich bin dafür da, dass die Menschen die Kraft wieder finden, für ihr Handeln Verantwortung zu übernehmen.“ Diese Maxime des Weltverbesserers Mux können Sie – illustriert an Ausschnitten aus dem Film ‚Muxmäuschenstill‘ – an diesem Abend mit Sebastian Dengler und anderen Urbanauten debattieren. Fehlt den Stadtbewohnern Verantwortung und Courage? Handelt es sich bei der so genannten Wegschaugesellschaft um ein Unwort oder um ein ernst zu nehmendes Problemfeld? Soziale Kontrolle – geht sie im Moloch Stadt unter? Was kann der öffentliche Raum dabei leisten?

Montag 25. Juli: „Hier entsteht ein Baudenkmal - Identifikation mit Ruinen“

Mit der Frauenkirche in Dresden und dem Berliner Stadtschloss wurden nicht nur materielle bzw. diskursive Baustellen aufgerissen, sondern auch identifikatorische. Rut Gollan und Alex Danzer gehen in ihrem Bericht über diese beiden Baudenkmäler um die wiedervereinigte deutsche Nation, die zwischen Historizismus und Opferfähigkeit an sich selbst baut. In einem Forschungsprojekt wollen beide Geographen Akteure befragen, sowie architektonische und gesellschaftliche Diskurse untersuchen und damit klären, wie in Deutschland die Denkmalsetzung für die Berliner Republik betrieben wird.

Nachgeholt wird: „Eyes on the street“ (Termin noch offen)

Martin Klamt berichtet über originelle Stadtbeobachtungsmethoden. Vorgestellt werden die "Burano-Methode" zur Bewertung der Lebensqualität in der Stadt, die "Promenadologie" von Prof. Lucius Burckhardt und das "Schock-Experiment" als Zugang zu geographischer Erkenntnis, drei ebenso originelle wie außergewöhnliche Methoden, öffentliches Leben und öffentlichen Raum genauer unter die Lupe zu nehmen. Bilder und Beispiele erläutern diese Methoden.

Diese sogenannten Debattengelage in der Wohnung von Benjamin David im Münchner Westend, Parkstraße 4, beginnen jeweils um 19 Uhr mit kulinarischen Genüssen (Kostenbeitrag 5 €), setzen sich gegen 20 Uhr mit kurzem Vortrag und langer Diskussion fort und enden beim Glas Wein zu unbestimmter Zeit. Damit Benjamin David und Ulrike Schröppel planen können, geben Sie bitte vorher per E-Mail Nachricht, ob und um wie viel Uhr Sie kommen wollen. (ulischroepfel@web.de oder benjamin.david@web.de).

Saskia Brauer

Hier noch ein Terminhinweis: Kunst im Karree vom 8. bis 10 Juli:

45 Ateliers öffnen in Schwabing und in der Maxvorstadt

80 Teilnehmer laden am 2. Juli-Wochenenden an 45 Orten Schwabings und der Maxvorstadt wieder zu Atelierbesuchen ein. Näheres über www.84GHz.de/forum